

Die Macht, der Staat und der Tod

„Mann im Dunkel“, der neue Roman von Paul Auster

Von Anja Hirsch

Seitdem Paul Auster im „Land der letzten Dinge“ unterwegs war, sind 21 Jahre vergangen. Keiner seiner anderen Romane trieb so gnadenlos den Geruch des Todes in die Nase. Er war erstaunlich geradlinig erzählt, die Endzeitstimmung allgegenwärtig. Nie danach schrieb Auster so konsequent vom Verfall. Er baute ihn stattdessen in die Erzähltechnik selbst ein: Figuren tauchten auf und verschwanden plötzlich, nahmen einen anderen Namen an. Spuren führten ins Rätselhafte. Austers Geschichten wollten verwirren. Immer war man beim Lesen mit der eigenen Unzulänglichkeit konfrontiert. Wohin, fragte man sich, sollte das führen? Drohte nicht die Gefahr, dass sich diese Vexierspiele eines Tages leer liefen und nur noch die Lust an der Technik, nicht aber an den Inhalten blieb?

In seinem neuen Roman „Mann im Dunkel“ kehrt Auster wieder in ein Trauerhaus ein. Drei Generationen teilen sich, unter einem Dach lebend, privates Leid: der im Rollstuhl sitzende August Brill, dessen Frau an Krebs gestorben ist; seine Tochter Miriam, die nach einer Trennung zu ihm zieht; und ihre Tochter, Brills 23-jährige Enkelin Katya.

Zu Gast in einem Trauerhaus

Sie hat ihr Studium unterbrochen, nachdem ihr Freund Titus auf entsetzliche Weise ums Leben gekommen ist. Das war kein privater, sondern ein politischer Tod. Paul Auster will seinen Roman in einen größeren Zusammenhang gestellt sehen. Er spielt in einer von Terror geprägten Welt und wäre ohne den Irakkrieg der USA nicht denkbar. Rohe Gewalt ist im erzählten Jahr 2007 am Werk. An Titus, zufällig ausgewählt, hat man ein Exempel der Macht statuiert. Mit Bedacht hält Auster Details bis zum Ende zurück.

Ihm geht es um etwas anderes: Er zeigt, wie exzessiv die drei Trauernden in diesem stillen Haus ihre Schrecken mit neuen Bildern zu überlagern versuchen. Katya sieht täglich mehrere Filme. August Brill denkt sich, wenn er nicht schlafen kann, Geschichten aus. Miriam schreibt emsig an einer Biografie über Rose Hawthorne, einer Frau, die nach Jahren des Scheiterns spät noch zum Glauben konvertierte und dreißig Jahre lang unheilbar Kranke pflegte. Miriam ist dem Augenblick auf der Spur, in dem sich ein Leben ins Positive zu wandeln anspricht.

Auch Auster geht es um diesen Moment. Nach Ausflügen ins Reich der Fiktion und der Filmanalysen bahnt sich im Dunkel einer schlaflosen Nacht zwischen dem Großvater und der Enkelin ein Gespräch über die Vergangenheit an. Trauerarbeit ist das noch lange nicht. Aber ein Licht am Ende des Tunnels. Und man fragt sich, welchen Beitrag zu dieser Veränderung jene Geschichte leistet, die Brill nachts erfindet.

Wer schreibend Kriege auslöst

Er lässt einen Mann in Uniform namens Owen Brick desorientiert in einem Erdloch erwachen. Man erteilt ihm einen Auftrag: Er soll einen Mann umbringen, der „schreibend“ eben jenen Sezessionskrieg heraufbeschworen hat, der zur Zeit hier tobt. Der Gesuchte heißt ebenfalls August Brill (vor seiner Rente war der übrigens Literaturkritiker). Owen ist irritiert. Dieses „andere Amerika“ kennt weder den 11. September noch den Irakkrieg. Dafür ist es mit sich selbst im Krieg. Wann nur, fragt er, haben sich „die Wege dieser beiden Amerikas“ getrennt? Zum Mörder werden will er nicht. Doch auch in Owens realer Welt, die er im Schlaf wieder erreicht, finden ihn die Auftraggeber – und erschließen prompt den Mann, der nicht töten will.

So etwas macht Auster gern: einen Erzählstrang abschneiden, wenn man gerade Gefallen am „Buch im Buch“ gefunden hat. Es meint so viel wie: Ich könnte bei diesen Figuren noch bleiben. Aber lohnt es sich, in diesem chaotischen Land zu verweilen, in dem Föderalisten unter George W. Bush gegen sechzehn unabhängige Einzelstaaten kämpfen? Selbst in dem Amerika, aus dem Owen kommt, überlebt man offenbar nur als Zauberer; diesen Beruf hatte Owen ausgeübt. Auster hat also eine Parabel erzählen lassen. Oder lässt er Seitentriebe nur deshalb gedeihen, weil seine erzählende Figur es schlicht liebt, aus jeder Idee „eine Geschichte herauszukitzeln“? Dann hätte man sich für manche mehr Raum gewünscht. Im Entfallen von Geschichten aus wenigen Anfangsstrichen ist Auster nach wie vor ein Meister.

Warum also diese Anspielungen auf ein jenseitiges, keineswegs besseres Amerika? Einen Schlüssel gibt uns Katya in die Hand: Um die Bilder von Titus' Tod aushalten zu können, „überspielt“ sie diese täglich „mit anderen Bildern“. Tatsächlich geht es also nicht nur um die Bestandsaufnahme eines Landes, das im Kern bedroht ist. Wichtiger scheint die Überlagerung selbst: In den Schichten dieses Romans haben sich Terror, Trauer, Krieg eingelagert. Paul Auster verhält die Fäden einer brutalen Gegenwart zu einem Fluidum aus neuen Geschichten. Manche von ihnen vertreiben kurzfristig die Trübsal. Andere stehen neben den Figuren wie Fremdkörper oder lassen einen die Augen schließen, weil man die Details nicht erträgt. Alle haben etwas gemeinsam – sie sind Teil von Lebens- und Weltgeschichten. Auster verwickelt sie in ein düsteres Zwiegespräch.

■ Paul Auster: *Mann im Dunkel. Roman. Aus dem Englischen von Werner Schmitz. Rowohlt Verlag, Reinbek, 220 S., 17,90 Euro. Restkarten für die Lesung heute um 20 Uhr im Hegelsaal Stuttgart an der Abendkasse.*



Bei Shaun Tan wird das Surreale Wirklichkeit.

Abb. aus „Geschichten aus der Vorstadt...“

Alltag und Fremde

Zwei Bände des großen Geschichtenerzählers Shaun Tan

Von Rupert Koppold

„Komisch, dass man jetzt, wo jeder Haushalt seine eigene Interkontinentalrakete hat, kaum noch darüber nachdenkt.“ So beginnt eine der „Geschichten aus der Vorstadt des Universums“ von Shaun Tan, und auf einem Bild dazu ragen neben roten Dächern buntbemalte Flugkörper in die Höhe, auf deren Spitzen Papageien hocken. In anderen Geschichten liegt ein großes Meerestier auf dem Rasen, stapft ein Mann im Taucheranzug durch die Straßen, hinterlässt ein Austauschschüler bei seinen Gasteltern leuchtende kleine Pflanzen. Und alle diese Geschichten, in denen das Surreale in den Alltag dringt sind vom Künstler in verschiedenen Stilarten und in jedem Sinn fantastisch bebildert.

Diese Bilder sind weit mehr als illustrierendes Beiwerk, sie fügen den Texten auch nicht nur etwas hinzu, sondern könnten durchaus für sich bestehen. Und in seinem wunderschönen und bibliophil aufgemachten Band „Ein neues Land“ erzählt der australische Künstler dann auch ganz ohne Worte, malt und zeichnet die Geschichte eines Auswanderers – unter anderem inspiriert von seinem aus Malaysia stammenden Vater – in nostalgischen Sepiatönen, lässt die Bilder manchmal aussehen wie alte Fotografien – Risse, Kratzer oder Wasserflecken inklusive. Tatsächlich nennt Shaun Tan als „Vorbilder“ auch Fotos von Ellis Island, jener Insel vor New York, auf der die US-Einwanderer einer

Aufnahmeprozedur unterzogen wurden, nennt aber auch noch andere Quellen, etwa Vittorio de Sicas Film „Fahrraddiebe“.

Aber so realistisch genau Tan in seinen Bildern – die mal ganz klein sind und dann wieder auf Doppelseiten ausgebreitete Panoramen – Möbel, Kleidung, Koffer, Autos oder Schiffe zeigt, er schiebt auch diese Erzählung ins Surreale, verfremdet sie durch Fantastik, macht etwa die Begegnung des Helden mit dem Neuen sichtbar durch eine mit seltsamen Kegeln und Scheiben durchsetzte Architektur, durch unidentifizierbare Schriftzeichen oder durch Getier, das wie aus Hieronymus-Bosch-Gemälden entlaufen scheint. So wird man in eine traum-, manchmal alpträumhafte Welt hineingezogen, die reale Erfahrungen aus unserer Welt widerspiegelt.

Immer wieder begegnet der Held bei seiner Wohnungs- und Arbeitssuche anderen Einwanderern, immer wieder fügen sich dabei seiner Migrationsgeschichte andere hinzu: Erinnerungen an Armut, Pogrome und Krieg. Aber Shaun Tan lässt „Ein neues Land“ dann doch nicht als Klagegedicht ausklingen, der ausgewanderte Familienvater findet Arbeit, er lässt seine Frau und seine Tochter nachkommen, und Letztere findet sich so schnell zurecht, dass sie im Schlussbild schon einem Neuankömmling den Weg weisen kann.

■ Shaun Tan: *Geschichten aus der Vorstadt des Universums. 96 Seiten, 19,90 Euro. Ein neues Land. 128 Seiten, 29,90 Euro. Beide Carlsen Verlag, Hamburg.*

DER AKTUELLE KRIMI

Bankräuber, Industrieruinen und Landhausgeheimnisse

Von Thomas Klingengmaier

Ist ein Krimi neckische Spielerei oder Abbild realen Schreckens? Unterschiedliche Autoren beantworten diese Frage auch ganz unterschiedlich. Und zwei Leser müssen sich beim selben Buch nicht unbedingt einig werden, ob es diesem oder jenem Pol näher liege. Moralisch aufgeladen wird die Frage vor allem dann, wenn es um das Genre True Crime geht, um die Sachbuchaufarbeitung realer Verbrechen. Nicht wenige Bücher folgen Regeln einer suspekten Unterhaltungsart, die auch von Krimibegeisterten schon mal als schamloser Voyeurismus getadelt werden. Kate Summerscales Roman „Der Verdacht des Mr. Whicher“ gehört in die Sparte True Crime, aber voyeuristisch ist das Buch nicht. Erzählt wird von einem historischen Verbrechen, einem Kindermord in einem englischen Landhaus im Sommer 1860. Dabei geht es auch, aber nicht nur um die Menschen und die Gesellschaft von damals. Auch nicht nur um einen Blick in die Geschichte von Polizeimethoden. Summerscale erzählt uns auch etwas ganz und gar Erhellendes über Literaturgeschichte.

Der Mord von Road Hill House ähnelt nämlich mit seinem Schauplatz, Alibi, Gefrickel, Spurenklaub und dem schlaun Ermittler nicht einfach dem klassischen britischen Landhauskrimi. Er stand – denn der Fall bot fortgesetzt schauriges Medienfutter in England – mit Pate für diese Krimischule. Das erdet die scheinbar Verspielteste, Abstrakteste, Harmloseste aller Krimiarten plötzlich in Blut und Schrecken der Wirklichkeit. So ist das selbst spannend zu lesende Buch, das in England hohes Kritikerlob und zum Bestseller wurde, auch eine Aufforderung zum bedachten, wachen Wiederlesen schein-

bar vertrauter – und vielleicht zu Unrecht von Chandler-Fans als verschnarcht gescholten – Texte.

■ Kate Summerscale: *Der Verdacht des Mr. Whicher. Bloomsbury, Berlin. 431 Seiten, 19,90 Euro.*



Der deutsche Titel klingt makaber aufgeräumt: „Grabesgrün“. Der englische Titel von Tana French Debut weist viel mehr Resonanzen auf: „In The Woods“. Im Wald stehen wir bald, im Unübersichtlichen, wenn wir dem Erzähler, dem Polizisten Rob, zuhören, der uns fast siebenhundert Seiten lang den Mord an einem Mädchen und die Suche nach dem Mörder in und um Dublin schildert. Denn die Irin French übergibt uns zwar an einen Mann, der im Zentrum der Ermittlungen steht. Aber dessen Art, rechtfertigend, verteidigend, mit seltsamen Akzentsetzungen zu erzählen, lässt uns bald vermuten, hier könnte eine Geschichte die andere vorsätzlich zudecken. „Grabesgrün“ handelt von Kindesmissbrauch und Perversion, und der Roman lässt sich nicht eindeutig auflösen, er spielt mit Verdacht und Ahnung. Aber nicht in Form subtiler Anschuldigung, sondern klüger: er führt uns am eigenen Lesen vor, wie im Umfeld solcher Verbrechen das Misstrauen wuchert.

■ Tana French: *Grabesgrün. Scherz, Frankfurt a. M. 671 Seiten, 16,90 Euro.*



Die Wahrheit ist auch nicht mehr das, was sie mal war. Jedenfalls „The Daily Truth“ nicht, eine sterbende Zeitung in einer sterbenden Stadt im amerikanischen Rustgürtel in den achtziger Jahren. Die Fabriken haben

Warum habe ich überlebt?

„Die Angel meines Großvaters“, Erzählungen von Gao Xingjian

Von Barbara Schaefer

Die Kulturrevolution frisst ihre Kinder, und Gao Xingjians Erzählband „Die Angel meines Großvaters“ berichtet von den Folgeschäden. Gleich die erste der Geschichten gibt den Grundton vor. „Der Freund“ heißt sie; nach dreizehn Jahren trifft der Ich-Erzähler jenen wieder. Sie berichten sich Episoden aus ihrem Leben, lachen und staunen über dieses Lachen, das sie sich bewahrt haben. Trotz der schlimmen Erfahrungen – wie etwa der, erschossen worden zu sein. So jedenfalls berichtet es der eine. Er war im Lager, das Todesurteil war gefällt, er wurde hinausgekartt, und dann, zufällig oder nicht, doch nicht erschossen. Gao Xingjian hat diese Geschichten in den achtziger Jahren geschrieben, jede trägt ein Datum. Doch das Grundthema ist zwanzig Jahre früher angestimmt worden, während der Kulturrevolution.

Gao Xingjian hat diese düsterste Zeit des modernen Chinas am eigenen Leib durchlitten. Geboren 1940, studierte er Französisch in Peking, machte seinen Abschluss 1962, da ging das noch. Wenige Jahre später wurde verhaftet, weil er nur ein fremdsprachiges Buch im Haus hatte, Musik hörte, gar ein Instrument spielte. Gao wurde während der Kulturrevolution, die Mitte der sechziger Jahre begann, zur Umerziehung in ein Lager gesteckt, später wie so viele zur Landarbeit in die Provinz geschickt. Dort begann er heimlich wieder zu schreiben. 1987 kam er als politischer Flüchtling nach Paris, verdiente zunächst seinen Lebensunterhalt als Maler. So zierte auch den Buchumschlag ein Gemälde des Autors. Seit zehn Jahren ist Gao französischer Staatsbürger, in Deutschland blieb er ziemlich unbekannt, das Erstaunen war groß, als er 2000 den Literatur-Nobelpreis bekam. Der neue Erzählband ist in Taiwan 1989 und 1996 herausgekommen.

Seine Romane – die bekanntesten sind „Das Buch eines einsamen Menschen“ und „Der Berg der Seele“ – umkreisen die psychischen Abgründe, die die Kulturrevolution schuf, wie alles, was Wert hatte, nichts mehr galt: „Woran ich gedacht habe, damals, als ich meinte, tödlich getroffen worden zu sein, war, dass ich nie wieder dieses Konzert von Mendelssohn hören würde.“ Die Erzählungen wirken, als wollte Gao Xingjian alle Facetten

des Schreibens ausprobieren, mal („Im Park“) entwickelt sich der Text ausschließlich mit einem Dialog, mal („Park“) ist es eine Geschichte in Ich-Form, die sich an eine Gegenüber, ein „Du“ richtet, mal wird ganz nüchtern und aus der Distanz eine Begebenheit in der dritten Person geschildert.

Lapidar wird die Banalität des Todes, des tödlichen Zufalls in „Der Unfall“ vor Augen geführt. Ein Mann wird von der Straßenbahn überfahren. Scheinbar emotionslos beschreibt Gao diese Begebenheit, den Tod des Mannes, des Kindes im Anhänger. Ohne Analyse, ohne Grund, ohne Trost. „Hier dagegen sind nur die tatsächlichen Vorgänge eines Unfalls beschrieben, wie sie sich nachmittags um fünf Uhr etwa im mittleren Abschnitt der Deshengstraße vor dem Radioreparaturladen zufällig ereigneten.“ Manche dieser Geschichten erinnern an das, was als schlechtes Gewissen Überlebender traumatisch erlebt wird. Warum starb er oder sie? Warum habe ich überlebt? So kommt Gao Xingjian mit seinen Erzählungen an den Grund menschlichen Seins, an existenzielle Fragen. Wenn der Tod so wahllos zuschlägt, was ist das Leben?

Gaos Erzählungen sind keine leichte Lektüre. Bitterkeit ist ihnen eigen. Etwa wenn ein Mann nach 25 Jahren seine Jugendliebe aufsucht. Er geht in ihr Büro, sie erkennt ihn sofort, sie reden. Ihn hat der Gedanke an sie am Leben erhalten, auch wenn er längst mit einer anderen verheiratet ist. Viel zu sagen haben sie einander nicht, nach all der Zeit. Er bricht abrupt auf, und sie sagt zu ihm: „Warum gehst du so schnell wieder, lieber Li? Beim nächsten Mal musst du aber zu mir nach Hause kommen!“ Aber er heißt nicht Li, er heißt Zhang. Sie hat sich in Wahrheit überhaupt nicht an ihn erinnert.

Gao Xingjian verfügt über das Talent, aus dem Nichts einer Begebenheit eine Erzählung zu komponieren. Er schreibt mit einem melancholischen Grundton. Doch manchmal schwingt sich seine Sprache zu reiner Poesie auf, ohne viele Worte zu machen, nimmt nicht nur Schicksale, sondern auch die Natur wahr: „Nur der Bergwind seufzte leise in den Blättern der alten Pinien.“

■ Gao Xingjian: *Die Angel meines Großvaters, Erzählungen. Aus dem Chinesischen von Nata-scha Vittinghoff, S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main. 210 Seiten, 19,90 Euro.*

MEINE BUCHTIPPS

Konrad Martin Wittwer

Buchhändler kennen den Buchmarkt und das literarische Leben. Jede Woche fragen wir sie nach den Büchern, die ihnen aufgefallen sind. Heute antwortet: Konrad M. Wittwer von der Buchhandlung Wittwer.

■ Erfolgstitel der Woche

Sven Regener:
Der kleine Bruder
Gregory Roberts:
Shantaram

■ Neuerscheinung der Saison

Helmut Schmidt:
Außer Dienst

■ Ärgeris der Saison

Anhaltend hohe Spiritpreise, die die Logistikkosten in die Höhe treiben

■ Mein Lieblingsbuch

Maria Barbal:
Wie ein Stein im Geröll

Spanischer Bürgerkrieg und katalanische Nachkriegsgeschichte. Das Schicksal einfacher Menschen, beschrieben in einer Leichtigkeit zwischen Kargheit und Fülle.

■ www.swr.de/bestenliste

■ Die Titel der Bestenliste werden in der Radiosendung „SWR 2 Literatur“ am Dienstag, 7. Oktober, um 20,03 Uhr vorgestellt. Es diskutieren Helmut Böttiger, Julia Schröder, Hubert Spiegel und Hubert Winkels.

rene, in den USA aufgewachsene Levison glaubt nicht an die saubere Rechtschaffenheit der amerikanischen Normverhältnisse, wie er schon in „Abserviert“ und „Betriebsbedingung“ gekündigt demonstriert hat. Er lässt Dixon auf den jungen Kollegenprofessor Elias White treffen, einen faulen Blender und halbgenen Karrieristen, der frisch dem giftigen Campusroman der amerikanischen Mainstreamliteratur entstiegen scheint. White hat nicht mehr Rechtsbewusstsein oder Skrupel als Dixon, nur weniger Traute und fast gar keinen Straßendschungelinstinkt. Die direkte Nähe aber – Dixon zwingt sich mit der Waffe in der Hand als Hausgast auf – gebiert eine Lernsituation. Das ist amüsant, bildet ein nettes Gegenstück zu „Biedermann und die Brandstifter“, ist in seiner Verachtung der heuchlerischen Mittelklasse aber auch ein wenig schematisch. Levison lässt seine Figuren nicht zu Menschen werden, er behandelt sie als Kasperltheaterpuppen.

■ Iain Levison: *Tiburn. Matthes & Seitz, Berlin. 254 Seiten, 18,80 Euro.*



zugemacht, die Farmen lohnen sich nicht mehr. Wer kann, zieht weg. Der Journalist Bill bleibt hier. Weil er beim Ausbruchversuch mittels Jurastudium versagt hat, weil er im Haus seines Vaters, der sich nach dem Bankrott des Familienbetriebs umgebracht hat, mietfrei wohnen kann, weil Selbstmitleid und Jammer über den Verfall ringsum der Kern seiner Existenz geworden sind. Der Kriminalfall, der plötzlich wieder ein wenig Auflage bringt und Bill die letzte Chance verschafft, via Nachrichtenagentur überregional wahrgenommen zu werden, ist für Collins („Schlafende Engel“) nur Mittel zum Zweck, die Trostlosigkeit und Agonie der abgehalfterten Industriekultur zu zeigen. Sein Ich-Erzähler neigt zu pathetischen Wiederholungen und verrutschten Empfindsamkeitsallüren, was hochvergnüglich ist, wenn man es als Charakterisierung einer Figur sieht, aber nervenaufreißend, wenn man es als Collins' Idee von mitreißendem Erzählen auffasst.

■ Michael Collins: *Tödliche Schlagzeilen. Btb, 381 Seiten, 9 Euro.*



Dixon hat eine Bank überfallen. Wie das im Gangsterroman üblich ist, wird in Iain Levisons „Tiburn“ nicht lange darüber reflektiert, ob und warum solch eine Tat wohl falsch sein könnte. Es wird vielmehr genreüblich erzählt, dass Dixon das Ding mit den falschen Leuten durchgezogen hat und nun hoffen muss, irgendwie davonzukommen, obwohl seine Pläne doch ein allseits sicheres, unblutiges Sich-Bereichern vorsahen. Der Buchtitel nennt einen Ort, ein biederes Kleinstädtchen, in dessen träger Friedlichkeit sich Dixon schnell irgendene Verstecke suchen muss. Aber der in Schottland gebo-

Die aus neunzehn Kritikervoten ermittelte Krimibestenliste führt im Oktober Heinrich Steinfests „Mariaschwarz“ (Piper) an. Es folgen Richard Starks Roman „Fragen Sie den Papagei“ (Zsolnay), Jean-François Vilars Roman „Die Verschwundenen“ (Assoziatio A), Deon Meyers „Weißer Schatten“ (Rütten & Loening), Massimo Carlotto's „Dunkle Unermesslichkeit des Todes“ (Tropen), Leonardo Paduras „Nebel von Gestern“ (Metro), Jenny Silers „Portugiesische Eröffnung“ (Fischer), Andrew Vachss „Fahrer“ (Heyne), Michael Collins' „Tödliche Schlagzeilen“ (btb) und schließlich Bernhard Jaumanns „Augen der Medusa“ (Aufbau).